



Kinderschutz Die Corona-Pandemie hat das Leben von Kindern und Jugendlichen massiv eingeschränkt. Über die Auswirkungen diskutierte der Ausschuss Interpersonelle Gewalt der Hamburger Ärztekammer im November mit rund 160 Teilnehmenden im Rahmen der Veranstaltung „Kinder und Corona – psychosoziale Folgen der Pandemie“. Expertinnen und Experten stellten dabei neueste Erkenntnisse zur psychischen Gesundheit von Kindern und zum Cybermobbing vor.

Von Sabrina Junge

Spielplatzsperrung im Hamburger Stadtpark während des Lockdowns 2020

Corona und Kinder – *wenn das Leben stillsteht*

Wie gefährlich ist Corona eigentlich für Kinder und Jugendliche? Viel diskutiert wurde über die somatischen Bedrohungen der Kinder und Jugendlichen. Doch was dabei oft außer Acht gelassen wird, ist die seelische Gesundheit der Betroffenen. Corona befällt bei einer Infektion nicht nur Lunge, Herz oder Gehirn. Das Virus hat auch Einfluss auf die Psyche – und zwar auch bei jungen Menschen, die mit ihm gar nicht direkt in Kontakt gekommen sind.

Monatelange Schulschließungen, keine Verabredungen mehr mit Freunden, ausgefallene Fußballtrainings: Es waren die Jüngsten unserer Gesellschaft, in deren Alltag am massivsten eingegriffen wurde. „Waren die Lockdown-Maßnahmen falsch?“, fragt Dr. Jo Ewert, Pädiater und Kinderschutzmediziner am Universitätsklinikum Hamburg Eppendorf (UKE) und Mitglied des Ausschusses Interpersonelle Gewalt der Ärztekammer Hamburg. Vieles deutet darauf hin, dass wir auf Jahre fortbestehende Auswirkungen und Folgen der Maßnahmen bei Kindern und Jugendlichen sehen werden. Welche neuen Erkenntnisse gibt es zu den psychischen Belastungsfaktoren? Und wie hat sich das solidarische Zuhausebleiben auf den Kinderschutz ausgewirkt?

Um diese und weitere Fragen zu klären, hatte der Ausschuss Interpersonelle Gewalt die Veranstaltung konzipiert. Moderiert von Dr. Jo Ewert und PD Dr. Birgit Wulff, Vizepräsidentin der Hamburger Ärztekammer, referierten zwei renommierte Experten zum Thema „Kinder und Corona – psychosoziale Folgen der Pandemie“.

„Impfstoff für psycho-soziale Folgen“

Dr. Frank W. Paulus, Leitender Psychologe an der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie an der Uni-Klinik des Saarlands, begann seinen Vortrag mit einer Wunschvorstellung: „Wir haben mit dem Impfstoff gegen das Virus schon Maßgebliches erreicht. Einen Impfstoff wünsche ich mir auch gegen die psychosozialen Folgewirkungen der Pandemie auf Kinder und Jugendliche“, sagte er. Hier sind nicht Virologen gefragt, sondern die Gesellschaft insgesamt, besonders aber die Schulen und Kitas sowie Kinderärzte, Psychologen und Psychiater.

Sein Beitrag dazu an diesem Abend: Ein Vortrag zum Thema Cybermobbing und übermäßigem Medienkonsum von Kindern und Jugendlichen. „Die Digitalisierung ist mit vielen Chancen verbunden. Und dieses Rad wollen wir auch gar nicht zurückdrehen“, betonte Paulus. „70 Prozent der Jugendlichen sagen etwa, dass ihnen der Austausch über soziale Netzwerke in schweren Zeiten auch schon geholfen hat.“ Problematisch werde es erst, wenn Medien zu exzessiv genutzt werden oder die Online-Kommunikation schädigende Formen annimmt.

Dass der Medienkonsum während der Pandemie zugenommen hat, zeigt etwa die kürzlich erschienene DAK-Längsschnittstudie. Demnach ist das Gaming-Pensum während der Pandemie (Messzeitpunkt im ersten Lockdown) im Vergleich zur Vor-Corona-Zeit (Herbst 2019) werktags um 75 Prozent gestiegen. Bei der Nutzung von Social Media betrug der Anstieg 66 Prozent. Danach spielten Jungen tendenziell eher im Internet, Mädchen nutzten mehr soziale Medien. Eine andere Studie zeigt aber anhand eines dritten Messpunkts im Sommer 2020, dass die Nutzungszeiten wieder gesunken sind. „Die allerschädlichsten Phasen sind also die Lockdowns“, sagte Paulus. „Es ist tröstlich zu sehen, dass es danach einen Rückgang gibt.“

Das Schweigen brechen

Je mehr Zeit im Netz, desto mehr Cybermobbing? „Das kann man so eindeutig nicht sagen“, sagte Paulus. Eine Online-Studie liefere hierzu differenzierte Ergebnisse. 11 Prozent gaben demnach einen Zuwachs von Attacken an, 11 Prozent erlebten einen Rückgang, 28 Prozent berichteten von einer unverändert hohen Zahl, 50 Prozent sagten, es sei vor der Pandemie wenig gewesen und auch so geblieben. Allerdings gaben im Rahmen der seit 1998 durchgeführten JIM-Studie (Jugend, Information, Medien) zuletzt 29 Prozent der Teilnehmenden an, dass über sie schon einmal beleidigende oder falsche Aussagen im Netz verbreitet wurden. „Dieser Wert lag die Jahre davor stabil bei 20 Prozent“, sagte Paulus. Generell habe die digitale Revolution Möglichkeiten und Folgen des „klassischen“ Mobbings intensiviert. Aggressoren könnten anonym

bleiben, körperliche Überlegenheit spiele keine Rolle mehr, und es werde ein breiteres Publikum erreicht, so Paulus. Seine Empfehlung: eine umfassende Kommunikation und Dokumentation des Mobbingvorfalls zu gewährleisten und gemeinsam mit der Schule Hilfen zu organisieren. Besonders Modelle, in denen Täter, Opfer und Eltern in den Schlichtungsprozess einbezogen werden, hätten sich bewährt. Auch Kummerkästen seien ein sehr geeignetes Instrument, um Opfern beizustehen. „Die Herausforderung ist es, das Schweigen zu brechen. Oft erfahren Cyber-Mobbing-Opfer geringe soziale Unterstützung und wenig Austausch mit den Eltern.“

Symptome, keine Diagnosen

Aufmerksam und geduldig zuhören, das Gespräch suchen, ehrliche Antworten geben: Das empfiehlt auch Dr. Anne Kaman Eltern, wenn sie merken, dass sich das Verhalten ihrer Kinder während der Pandemie verändert hat. Die Biologin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, -psychotherapie und -psychosomatik am UKE und stellvertretende Leiterin der Forschungsstelle Child Public Health.

Sie sprach in ihrem Vortrag über die Ergebnisse der COPSY-Studie (Corona und Psyche), einer bundesweiten repräsentativen Untersuchung zur psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen, bei der Eltern und Kinder befragt wurden (s. Kasten). „Gesperrte Spielplätze, keine Treffen mit Freunden, fehlende Freizeitaktivitäten: Diese Veränderungen können als kritisches Lebensereignis aufgefasst werden“, sagte Kaman. „Und das kann zu psychischen Problemen führen.“

Die COPSY-Studie zeigt, dass sich die Mehrheit der Kinder und Jugendlichen durch Corona belastet fühlt. 40 Prozent beklagen, dass sich das Verhältnis zu ihren Freunden durch die Einschränkungen verschlechtert hat. Ein Viertel der Kinder und Jugendlichen berichtet, dass sie sich häufiger streiten als vor der Pandemie. Dazu passt, dass ein Drittel der Eltern angab, Streitigkeiten mit dem Nachwuchs würden öfter eskalieren. Kaman und ihr Team stellten bei drei von zehn Befragten psychische Auffälligkeiten fest: „Das bedeutet aber nicht, dass jedem dritten Kind eine psychische Erkrankung diagnostiziert wurde. Es handelt sich hierbei um Symptome psychischer Belastungen, die nicht immer zu einer Erkrankung führen müssen.“

Familie ist die wichtigste Ressource

Ob ein Kind dann tatsächlich eine psychische Erkrankung entwickelt, hängt von verschiedenen Faktoren ab – etwa von den Ressourcen, die dem Kind zur Verfügung stehen. „Kinder, die optimistisch in die Zukunft schauen, viel Zeit mit der Familie verbringen und sich von ihrem sozialen Umfeld unterstützt fühlen, gehen mit den Belastungen der Pandemie besser um. Diese Faktoren können positiv und stärkend auf die Psyche wirken“, sagte Kaman. Die Studie zeige, dass der Zusammenhalt in der Familie dabei am wichtigsten ist. „Jungen Menschen, die die Veränderungen durch die Pandemie als besonders belastend wahrnehmen, fehlt diese Ressource hingegen“, erklärte Kaman. Betroffen sind vor allem Kinder aus sozial benachteiligten Familien oder solche, deren Eltern selbst psychisch belastet sind. „An dieser Stellschraube müssen wir bei Präventionsangeboten drehen – dafür brauchen wir ganz niedrigschwellige Angebote. Oftmals sind die, die es am dringendsten brauchen, am schwierigsten zu erreichen.“

Schulen: mehr als nur Ort der Bildung

Nicht zu unterschätzen ist dabei die Rolle der Schulen. „Für einige Kinder aus benachteiligten Familien ist das der Ort, an dem sie die einzige warme Mahlzeit am Tag bekommen“, sagt Kaman. Das war

COPSY-Studie

Die COPSY-Längsschnittstudie untersucht die Auswirkungen und Folgen der Covid-19-Pandemie auf die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen. Sie wird von der Forschungsabteilung Child Public Health am UKE durchgeführt. Ein Ergebnis: Die Lebensqualität und das psychische Wohlbefinden der Kinder und Jugendlichen haben sich im Verlauf der Pandemie verschlechtert. Die Studienteilnehmenden leiden vermehrt unter Ängsten, depressiven Symptomen und psychosomatischen Beschwerden.

1. Befragungswelle (26. Mai bis 10. Juni 2020)
1.586 Eltern von Kindern im Alter von 7 bis 17 Jahren
1.040 Kinder und Jugendliche im Alter von 11 bis 17 Jahren
2. Befragungswelle (17. Dezember bis 22. Januar 2021)
1.625 Eltern von Kindern im Alter von 7 bis 17 Jahren
1.077 Kinder und Jugendliche im Alter von 11 bis 17 Jahren

auch Thema bei der abschließenden Diskussionsrunde, die Birgit Wulff moderierte. Hier merkte ein Teilnehmer an, dass Schulen nicht nur Bildungseinrichtungen seien, sondern vor allem auch Orte sozialen Lernens. Der Tenor in der Veranstaltungsrunde ist eindeutig: Die Schulen und Kitas müssen offen bleiben. Sie sind als Orte der Begegnung elementar für die Entwicklung und das Wohlbefinden der Kinder und Jugendlichen.

Sabrina Junge ist Journalistin bei printprojekt in Hamburg

Von Badstraße bis Schlossallee

Entwickeln Sie mit uns Ihre individuelle Strategie zum Vermögensaufbau mit Immobilien. Nutzen Sie den Fremdkapitalhebel, Zinsvorteile oder staatliche Förderhilfen. Wir beraten Sie gern persönlich!



**Deutsche
Ärzte Finanz**
Standesgemäße Finanz-
und Wirtschaftsberatung

Service-Center Hamburg
Stresemannallee 118 · 22529 Hamburg
Telefon 040 / 5475450
sc-hamburg-dorka@aerzte-finanz.de